

Es stimmt etwas nicht mit der Betreuung unserer Kinder

Warum braucht eine Kinderkrippe viel mehr Personal als ein Kindergarten?



Monika Bütler

Schweizer Kinder machen zwischen vier und fünf Jahren einen phänomenalen Entwicklungssprung. Beim Eintritt in den Kindergarten brauchen sie nämlich viel weniger Betreuung als noch Wochen zuvor in der Krippe (oder Kita, wie man heute sagen muss). In Zahlen: In der Krippe ist auf etwa fünf Kinder eine Betreuerin vorgeschrieben. Im Kindergarten genügt eine Person auf zwanzig Kinder.

Der wirkliche Grund ist weniger spektakulär. Während in den Kindergärten die kantonalen Bildungsdepartemente die Klassengrössen festlegen, werden für die Krippen meist die Empfehlungen des privaten Verbands KiTaS für verbindlich erklärt und durchgesetzt. Dieser hat in mehreren Kantonen auch bei der Ausarbeitung der Gesetzgebung mitgeholfen sowie die Ausbildung zur Fachperson Kinderbetreuung mitentwickelt.

Nein, dies ist kein KiTaS-Bashing. Der Staat profitiert – und zwar freiwillig – vom Fachwissen privater Institutionen. Auch steht KiTaS mit seinen halbstaatlichen Aufgaben nicht alleine da. Die Richtlinien der ebenfalls privaten Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe Skos etwa gelten fast überall; an ihnen orientieren sich sogar die Gerichte. Branchenverbände unterschiedlichster Couleur beeinflussen die Arbeitsmarkt- und Bildungspolitik des Landes.

Die Verflechtung von privaten Organisationen mit dem politisch-administrativen System ist jedoch nicht unproblematisch. Erstens versuchen private Gruppen mit ihrem Wissens-

vorsprung, Marktprozesse zu ihren Gunsten zu regulieren. Als faktische Gesetzgeber machen sie der Politik Vorgaben, von denen sie direkt oder indirekt wieder profitieren. Kein Wunder, gehen Regulierungsdichte und Ausbildungsanforderungen nur in eine Richtung: nach oben.

Zweitens drückt sich die Regierung durch die Übernahme privater Erlasse vor der Verantwortung. Mit Konsequenzen, die via Subventionen weit in die Finanzpolitik reichen. Die so ausgelagerten Entscheidungen entziehen sich oft der demokratischen Kontrolle.

Drittens verschleiern zahlreiche Auslagerungen die wahre Regulierungsdichte im Lande. Wir Schweizer rühmen uns gerne eines schlanken Staates. Zählten wir alle externen marktbeschränkenden Regulierer zur zentralen Bürokratie, wäre unser Regulierungsapparat vielleicht gar nicht so viel kleiner als der vielgescholtene Wasserkopf in Brüssel.

Nicht dass es in den genannten Bereichen keine Regeln brauchte. Zweifelhafte ist nur, ob die Richtlinien der privaten Verbände wirklich zu einem halbwegs optimalen Ergebnis führen. In der Kinderbetreuung haben wir – als seltenen Glücksfall – eine Vergleichsgrösse: Neben den privat regulierten Krippen gibt es mit den Kindergärten ähnliche, aber staatlich organisierte Institutionen.

Und hier lässt das viermal höhere Kita-Betreungsverhältnis nur einen Schluss zu: Etwas stimmt hier nicht. Denn: Müsste die Grosszügigkeit in der Betreuung nicht eher umgekehrt sein? Immerhin ist der Kindergarten die erste Stufe unseres Bildungssystems, von welcher wirklich alle Kinder profitieren. Und von der wir, spätestens seit den Arbeiten des Nobelpreisträgers James Heckman, wissen, dass sie gerade für sozial benachteiligte Kinder die wichtigste ist.

Die KiTaS-Richtlinien umfassen ja nur den nichtobligatorischen Bereich der Bildung, könnte man einwenden. Doch gerade dieser Bereich absorbiert viel politische Energie und enorme Steuermittel (weil eben die Regeln so



ILLUSTRATION: GABI KOPP

Branchenverbände beeinflussen die Bildungspolitik des Landes.

streng sind). Viele benachteiligte Kinder kommen nie in den Genuss dieser Mittel. Sei es nur, weil ihre Eltern nicht wissen, wie sie an einen subventionierten Krippenplatz kommen.

Traurig: Der Streit um die Finanzierung der personell so grosszügig zwangsausgestatteten Krippen lenkt ab von einer gesellschaftlich viel relevanteren Ausbildungslücke im Kindergarten. Auf den wundersamen spontanen Entwicklungssprung unserer vierjährigen Kinder warten wir nämlich vergeblich.

Monika Bütler ist Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Uni St. Gallen und leitet das Schweizerische Institut für Empirische Wirtschaftsforschung.



Showdown

Pascal Hollenstein

Es ist höchste Zeit, dass wir uns wehren. Das lassen wir uns nicht mehr gefallen. Ich meine, wer sind wir denn? Haben diese Imperialisten tatsächlich das Gefühl, sie könnten unseren Willen brechen, frei zu sein wie einst die Väter? Glauben die wirklich, sie könnten uns nur ein wenig an die Wand drücken – und schon knicken wir ein? Geben einfach auf, wofür Generationen vor uns mit ihrem Blut eingestanden sind? Nun ja, und wenn nicht mit ihrem Blut, dann doch am Stammtisch. Wenigstens haben wir die Faust im Sack gemacht, goberteckel, wir sind immer noch freie Schweizer! Nicht die Angehörigen irgendeines beliebigen Kolonialstaats, die man nach Lust und Laune kujonieren kann. Wir werden uns nicht vor der baren Macht in den Staub werfen, noch werden wir selbigen oder gar Kreide fressen! An uns werden sich diese Brüder die Zähne ausbeissen. Die werden den Tag noch verfluchen, als sie überhaupt auf die irrwitzige Idee kamen, sich mit uns anzulegen. Waterloo und Stalingrad waren ein Kindergeburtstag dagegen, das müssen die einfach wissen. Wie ein Mann werden wir uns denen entgegenstemmen, ihnen die Stirn bieten, Schulter an Schulter. Niemals werden wir nachgeben, darauf verwette ich Kinder, Frau und Hund. Also gut, nur die Katze. Jedenfalls müssen diese Grossmächtler jetzt einmal in die Schranken gewiesen werden. Die sollen vor der eigenen Tür kehren. Moralische Argumente schieben die vor, pah! Dabei geht es dem scheinheiligen Pack doch nur ums Geld. Es reicht. Es ist jetzt Zeit, diesen selbsternannten Herren der Welt und unserer Regierung ein klares, unmissverständliches Signal zu senden. Jetzt können die Damen und Herren Politiker einmal zeigen, ob sie Mumm haben und sich für uns Schweizer auch wirklich einsetzen. Die Forderung ist klar: Nie, nie mehr wird dieser Geschwindigkeitsradar vor unsere Garageneinfahrt gestellt!

Nachruf

Im Eiskanal für Todesmutige

Nino Bibbia, Gemüsehändler und eine Ikone im edlen St. Moritz, ist 91-jährig gestorben. Von Willi Wottreng

Sie stürzen sich hinab, Gesicht am Boden, Schlitten unterm Bauch, nach einer Minute ist alles vorbei. Er konnte das besser als die andern, die meist von Adel und Geldadel waren. Er war nur ein Gemüsehändler.

Dieser Sport ist ein Stück Tourismusgeschichte: «Der Cresta Run ist so etwas wie eine britische Enklave in der Schweiz», schrieb ein Reporter. «Nur das Eis stammt aus St. Moritz.»

Den Briten, welche herkamen, weil sie die weissen Bergspitzen «very fascinating» fanden, folgten die Italiener, die in Hotels schufterten oder Läden auftraten, «per guadagnarsi la vita», für den Lebensunterhalt. Er war so einer. Geboren wurde Nino Bibbia 1922 im Veltlin, im Weinbauerdorf Bianzone. Sein Vater lieferte ins nur 50 Kilometer entfernte St. Moritz und konnte da ein Geschäft mieten für Gemüse, Früchte und Kolonialwaren.

Noch vor seiner Primarschulzeit zog man dahin. Und den Bibbia-Kindern gefiel das, die kurvige Strasse hinabbrettern ins Dorf mit dem Schlitten. Nino machte eigentlich alles, was man mit Schnee und Eis treiben kann, und sollte später alle Wintersportarten ausüben: von Eishockey bis Bob, von Skilanglauf bis Schanzenpringen.

Neben der Schule fuhr er fürs elterliche Geschäft zu Kunden, belieferte Hotels und Geschäfte das Engadin hinab mit Ross und Wagen. Nachdem er einen kaufmännischen Abschluss

gemacht hatte, übernahm er 1947 den Lebensmittelladen der Eltern.

Wenn es britischen Touristen langweilig wurde, erfanden sie ein Spiel oder machten aus einem Spiel eine grosse Sache. So auch aus dem Schlitten: Hotelier Badrutt legte 1885 zusammen mit einem britischen Major eine Bahn an, die hinabführte vom schiefen Turm in St. Moriz bis in den Ortsteil Cresta in Celerina. 157 Höhen-

meter, 1212 Meter lang, zehn Kurven. Jedes Jahr baute man sie neu und bespritzte die Kurven mit Wasser, das zu diamanthartem Eis gefror. Da veranstalteten sie Rennen mit einem 15 cm hohen Schlitten, der nur aus ein wenig Gestänge besteht und darum Skeleton heisst – von «Skelett». Oft über 100 km/h schnell. Eine schnellere Bewegungsart gab es damals nicht für Menschen. Da vergnügten sich nun be-

tuchte Müssiggänger, die ihre Stürze feierten wie verdiente Kriegsverletzungen. Die Frauen wurden von der Bahn ausgeschlossen. Zu gefährlich für ihre Brüste, fanden die Männer.

Als Bibbia einmal am Rand des Eiskanal zuschaut, lädt ihn der Speaker ein, einen Ritt zu wagen. (Denn da wird «geritten», nicht geschlittelt.) Und der 24-Jährige reitet schnell. Ein Naturtalent, ein richtiger Eingeborener, müssen die Briten gestaunt haben. Fortan gehörte er zur Szene. Bei einem Bekannten erhandelte er Gerät und Ausrüstung, es kostete ihn sechs Flaschen Chianti.

Bibbia kam mit den Briten fast besser zurecht als mit den Schweizern, deren Pass er nie annehmen sollte. Ein eher scheuer Mann, aber durchaus selbstbewusst, der selber so etwas wie britische Distinguiertheit ausstrahlte.

1948, der Krieg ist noch nicht so lange her, werden in St. Moritz wieder Olympische Winterspiele ausgetragen, gepriesen als Friedensspiele. Die einstigen Aggressormächte Deutschland und Japan sind ausgeschlossen, das Ex-Mussolini-Land Italien aber darf dabei sein. Der 26-jährige Bibbia startet für Italien, in Bob und eben Skeleton. Ohne viel Training. Und erzielt beim Ritt im Eiskanal von ganz oben Tagesbestzeit mit 59,5 Sekunden.

Der Veltliner war Goldmedaillenträger. Und blieb Gemüsehändler, da Siege damals nicht mehr eintrugen als Anerkennung. 1949 heiratete er sein Rösli, das den Laden führen soll-



HERMANN SCHMIDT / PHOTOPRESS / KEYSTONE

Goldmedaille: Nino Bibbia bei einer Rekordfahrt an den Olympischen Spielen 1948.

te, wenn er auf der Piste war. Die Hochzeitsfahrt, wen wundert's, ging im Zweierbob die Bobbahn hinunter.

Manch freie Stunden, zwischen einigen Kunden, ging Bibbia auf den Cresta Run und feilte an der Technik. Schliesslich steuerte er seinen rasenden Untersatz fast nur mit einer Kopfbewegung im Wind. Auch ihn trug's aus jener Kurve, die mit Absicht flacher gebaut ist, damit die Bahn schwächere Fahrer ausspeie, bevor sie in die Schussstrecke am Schluss geraten. Shuttlecock genannt, Federball. 13-mal flog er da in seiner Karriere hinaus, andere taten das dreimal am Tag.

1000 Rennen bestritt er, 232-mal siegte er, sechsmal wurde er Weltmeister, achtmal gewann er das legendäre «Grand National». Die Legende sagt, Bibbia habe die Schürze im Laden kurz beiseite gelegt, wenn er vernahm, dass einer eine Rekordmarke verschoben habe, und den Titel zurückholt. So war er ein ungekrönter König in St. Moritz. Und respektiertes Mitglied im Tobogganing-Klub – benannt nach den Schlitten kanadischer Indigenenstämme –, der seinen Sitz in London hat. Verkehrte freundschaftlich mit Baron von und zu, Lord irgendwo, Oberst Standby und Lady Mylove.

Mit über 75, da andere sich ins Sofa fläzen, warf er sich noch einmal auf den Schlitten. Er wollte seinen Rekord von 1948 brechen. Es gelang ihm zwar auf der verkürzten Strecke. Zum Ritt von ganz oben aber trat er nicht an; er hatte sich eine Rippe gequetscht.